# Sorgende Gemeinde werden*Inhalt und Bedeutung des 7. Altenberichts für die Kirchen*

*Herzlichen Dank für die Einladung. Ich bin gern zu Ihnen gekommen, da das heutige Thema für unsere Gemeinden von zentraler Bedeutung ist.*

***Denn:*** *Die gesellschaftliche Wertschätzung von Kirche wird zukünftig nicht unwesentlich davon bestimmt sein, was die Kirche vor Ort für das Zusammenleben der Menschen, dem Zusammenhalt im Gemeinwesen, im Dorf oder Quartier beiträgt.*

## Die Ausgangslage der aktuellen Diskussion

Zunächst einige Anmerkungen zur Ausgangslage der aktuellen Diskussion. Das Projekt „Sorgende Gemeinde werden“ der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Altenarbeit in der EKD (EAfA) entstand aus einer intensiven Auseinandersetzung mit dem 7. Altenbericht der Bundesregierung: ***„Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“*** der Bunderegierung.

Ursprünglich war in der Kommission nicht von „zukunftsfähigen“, sondern von „sorgenden Gemeinschaften“ die Rede. Im Laufe der über zweijährigen Diskussionen wurde das von dem Freiburger Professor Dr. Thomas Klie eingebrachte Konzept einer „Caring Community“, einer „sorgenden Gemeinschaft“, durch den Hinweis auf die staatliche und kommunale Verantwortung für die Daseinsfürsorge erweitert. Die Kommission ging damit auf die Kritik ein, der Begriff der sorgenden Gemeinschaften führe zu einer Privatisierung der Sorgeaufgaben und könne einem Sozialabbau Vorschub leisten. Mit der Veränderung des Titels sollte dem Verdacht entgegengetreten werden. Denn, so die Kommission, die Verlagerung der Verantwortung für das Soziale in die Kommunen und die Betonung des **„*zivilgesellschaftliche(n) Engagement(s) darf... nicht die klassischen Aufgaben der (öffentlichen) Daseinsvorsorge übernehmen.“*** Eine Sorge, die angesichts der Haushaltslage vieler Kommunen verständlich ist.

Die Altenberichtskommission hatte den Auftrag, darüber nachzudenken, wie zukunftsfähige Gemeinschaften im Dorf oder Stadtquartier aufgebaut und gesichert werden können. Die zentrale Frage lautete: ***„Welchen Beitrag (können) die kommunale Politik und örtliche Gemeinschaften*** (also auch die Kirchengemeinden und ihre Diakonie) ***leisten ..., um die soziale, politische und kulturelle Teilhabe und eine möglichst lange selbstständige Lebensführung älter werdender Menschen sowie ein aktives Altern in Selbst- und Mitverantwortung sicherzustellen.“***

Warum diese Frage? – Bedingt durch den demografischen Wandel wächst die Gruppe der Hochbetagten und damit die Anzahl derjenigen, die auf Unterstützung und Pflege angewiesen sind. Zugleich aber wird die Zahl der Pflegenden in den Familien rapide abnehmen. Mit den Worten des Psychiaters Klaus Dörner: Wir laufen in Deutschland ***„aufgrund der an sich erfreulichen Alterung auf einen so groß gewordenen gesamtgesellschaftlichen Hilfebedarf zu, wie noch nie in der Geschichte der Menschheit, sodass jeder Bürger (und jede Bürgerin) in Zukunft davon berührt und verändert werden wird.“***

Angesichts dieser Situation wurde die Kommission dazu aufgefordert, darüber nachzudenken, wie unter den genannten Bedingungen…

* die Teilhabe älterer Menschen zu sichern ist.
* die Voraussetzungen für ein gutes Leben im Alter geschaffen werden können.
* ein möglichst langer Verbleib in der eigenen Häuslichkeit möglich ist.

Die Kommission sieht die Lösung der genannten Herausforderungen in einer Aufwertung und Stärkung der Kommunen. Sie fordern: Die lokalen Sorgestrukturen müssen gefördert und ausgebaut werden.

Damit hat sie die Diskussion aufgenommen und vertieft, die andernorts unter der Überschrift Quartiersentwicklung, inklusive oder demenzfreundliche Stadt geführt wurden und werden. Allen diesen Bemühungen liegt die Annahme zugrunde, dass ein „Weiter so“ in der Versorgung alter wie auch hilfebedürftiger Menschen zukünftig nicht mehr möglich sein wird.

Die Altenberichtskommission leitet aus dieser Erkenntnis u.a. folgende Prämissen ab:

1. Die Herausforderungen des demografischen Wandels sind nicht allein durch sozialstaatliche Versorgungsleistungen zu bewältigen: Zukünftig werden weder das dazu nötige Geld, noch das benötigte professionelle Personal für die Pflege hilfebedürftiger Menschen zur Verfügung stehen.
2. Notwendig ist eine Weiterentwicklung des Wohlfahrtsstaates hin zu einem aktivierenden Staat, einem die Menschen zur Selbstermächtigung befähigenden Staat.
3. Und drittens: Weil bürgerschaftliches Engagement und soziale Netzwerke sich nur vor Ort s lassen und einheitliche, zentrale Lösungen den jeweils spezifischen örtlichen Herausforderungen aufgrund der Verschiedenheit der lokalen Verhältnisse nicht gerecht werden können, sind die Kommunen gefragt.

Hinter dem Sorgekonzept des Altenberichts stehen anthropologische Grundannahmen, die m. E. viel mit dem christlichen Menschenbild gemein haben. Die vier Schlüsselbegriffe sind:

* **Selbstständigkeit:** gemeint ist einevon der Hilfe anderer Menschen weitgehend unabhängige Lebensführung.
* **Akzeptierte Abhängigkeit:** Die Fähigkeit, notwendige Hilfen anzunehmen und Abhängigkeit als ein natürliches Phänomen des Menschseins zu deuten.
* Der Begriff der **Selbstverantwortung** zielt auf das Vermögen, seinen Alltag den eigenen Bedürfnissen, Normen und Werten entsprechend zu gestalten.
* Und schließlich geht es um die **Mitverantwortung** des Einzelnen**:** Die Bereitschaft des Menschen, sich in die Lebenssituation anderer hineinzuversetzen und sich für andere zu engagieren, etwas für andere zu tun.

Mich erinnert dieses Konzept an Martin Luthers Satz: ***„Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“***

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die Überlegungen der Philosophin Martha Nussbaum. Sie sagt: Zum guten Leben gehören die Fähigkeit und die Bereitschaft, ***„Bindungen … einzugehen, zu lieben, zu trauern…“*** wie auch ***„für andere und bezogen auf andere zu leben“.***

Dem 7. Altenbericht liegen sehr differenzierte Leitgedanken und Ziele zugrunde.

* Es geht um ein differenzierte Altersbild – alte Menschen werden als Sorgende und Umsorgte angesehen – um Generationenbeziehungen und Geschlechtergerechtigkeit und um Teilhabechancen.
* Es geht um grundsätzliche Aussagen zur Organisation des Gemeinwesens und um eine ganzheitliche Versorgung: um ein neues Verständnis von Daseinsvorsorge und Subsidiarität, um den Ausgleich von regionalen und sozialen Unterschieden.
* Im Mittelpunkt stehen drei Handlungsfelder: die gesundheitliche Versorgung, Sorge und Pflege, Wohnung und Wohnumfeld.
* Und schließlich geht es – wie schon erwähnt – um die Stärkung der Kommune, um Vernetzung und Kooperation im Sozialraum.

Der Altenbericht zielt auf einen Wohlfahrts-Mix, ein intelligentes Zusammenspiel der beteiligten Sektoren: Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft: z. B. Initiativen, Vereine, Verbände und Kirchengemeinden. Ziel ist eine geteilte Verantwortung, die Schaffung einer hybriden Organisation des Sozialen durch ein intelligentes Zusammenspiel, eine geteilte Verantwortung aller Akteure im Gemeinwesen.

Mit den Worten des Vorsitzenden der 7. Altenberichtskommission: ***„Mit geteilter Verantwortung ist gemeint, dass sich das Individuum, dessen Familie, dessen nachbarschaftliche Netzwerke, bürgerschaftlich Engagierte, Wohlfahrtsverbände, private Dienstleister und Kommunen Aufgaben teilen, das heißt – aufeinander abgestimmt – Verantwortung übernehmen.“*** (Andreas Kruse)

Was hier gefordert wird, ist leichter gesagt als getan. Viele Fragen bleiben unbeantwortet:

* Wie gelingt das Zusammenspiel zwischen dem freiwilligen, unverfügbaren bürgerschaftlichen Engagement und den Professionellen?
* Wie vereinbart sich das spontane, nicht verpflichtende Ehrenamt mit dem Sicherstellungsauftrag der Kommunen?
* Was heißt die Kommunalisierung des Sozialen für die Träger der Altenhilfe? Wie kann ein subsidiäres Zusammenwirken mit der Kommune auf Augenhöhe gelingen? Kommunalisierung bezeichnet ja nur den Ort der Leistungserbringung und -verantwortung – das Wort sagt nichts über den Träger.
* Wie kann die Zusammenarbeit zwischen den Handelnden im Sozialraum gelingen, wenn ein nicht geringer Teil gewinnorientiert im Sozialbereich unterwegs ist? Können aus Konkurrenten Partner werden?
* Und schließlich: Sind wir als Kirche bereit und in der Lage, eine aktive Rolle im Gemeinwesen zu übernehmen?

## Warum hat der 7. Altenbericht der Bundesregierung für die Kirche eine Bedeutung?

Wenn die zentrale These des 7. Altenberichts lautet: Für die Bewältigung der Herausforderungen des demographischen und sozialen Wandels ist die Kooperation von Bürgerinnen und Bürgern, professionellen Dienstleistern, Behörden und Organisationen der Zivilgesellschaft in den Kommunen unerlässlich – dann ist damit auch die Kirchengemeinde angesprochen.

Denn zu der Stärke unserer Kirche gehört nach wie vor, das sie vor Ort präsent ist.

Die Kirche gewinnt vor Ort ***„ihr ‚Gesicht‘: im Zusammenleben der Menschen, im Dialog mit denen, die dazu gehören und denen, die (noch) in Distanz sind, im Wahrnehmen der Lebenswirklichkeiten in all ihrer Vielfalt, und im Bemühen darum, dass alle eine Chance haben, dazu zu gehören...“*** So jedenfalls beschreibt der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Heinrich Bedford-Strohm, die Rolle und Aufgaben einer Kirchengemeinde.

Und das ist gut so. Denn, ***„dass eine Kirchengemeinde nicht ohne Beziehungen zu den Menschen ist, die in ihrem Blickfeld sind, sinnvoll leben und handeln kann, ist theologisch eigentlich selbstverständlich. (Die) Kirche hat den Auftrag, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren – nicht (nur) beschränkt auf diejenigen, die an den kirchlichen Aktivitäten teilnehmen“*** (Uta Pohl-Patalong) Mit anderen Worten: Die Kirche dient nicht einem Selbstzweck oder der Bewahrung alter Wahrheiten, sie ist an die Welt gewiesen, soll in Wort und Tat Zeugnis geben von Gottes Liebe. ***„Wenn man (heute) Christen (und ihre Botschaft) versteht, dann aufgrund ihres authentischen Lebensstils, der Wort und Tat einschließt. Das persönliche Vorbild zählt. Worte ohne Taten wären unglaubwürdig, Taten ohne Worte unkenntlich.“*** (Thomas Schlegel.)

Die Kommunikation des Evangeliums in Wort und Tat wird aber nur dann gelingen, wenn sich Gemeinden nicht als eine Sonderwelt im Gemeinwesen verstehen, sondern sich im Sinne einer Inkarnationstheologie als Teil des Gemeinwesens begreifen. Anders gesagt: Weil Gott Mensch wurde unter Menschen, soll die christliche Gemeinde Teil der örtlichen Gemeinde sein.

Der Altenbericht verstärkt diesen Gedanken. Damit rückt er die Kirchengemeinde wieder stärker in den Mittelpunkt, verleiht ihr einen Bedeutungszuwachs und macht sie zu einem zukunftsträchtigen Ort. Vorausgesetzt, sie versteht sich nicht als eine Sonderwelt im Gemeinwesen.

Was hier gefordert wird ist nicht neu: Das Christentum besitzt in seiner jüdischen Tradition von den Anfängen an eine gesellschaftsgestaltende, gesellschaftsdiakonische Perspektive. Biblisch kommt dies besonders zum Tragen in der Sozialkritik der alttestamentlichen Propheten ...“ So forderte zum Beispiel Jeremia von nach Babylon Verbannten, sich für eine gerechte Lebenswelt für alle Menschen einzusetzen: ***„Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.“*** (Jer 29,7)

Ähnliche Gedanken finden wir auch im Neuen Testament: Auch hier gehören Sorge und gegenseitige Achtsamkeit von Anfang an zum Kennzeichen der christlichen Gemeinde. In der Apostelgeschichte heißt es: ***„(Sie) teilten alles, was sie hatten. Sie verkauften ihren Besitz und ihr Vermögen und verteilten den Erlös an alle, je nachdem jemand Not litt.“*** (Apg 2, 44f)

In dem bekannten und häufig zitierten Jeremia-Wort kommt zum Ausdruck: Die Gemeinde ist Teil des Sozialraumes und auf das Gemeinwesen gewiesen.

Weil Sorge und gegenseitige Achtsamkeit von Anfang an zum Kennzeichen der christlichen Gemeinde zählen, gilt:

* Die konsequente Stärkung von fürsorglichen Beziehungen ist die Leitlinie einer evangelisch ausgerichteten Sozialpolitik.
* Deshalb werden Menschen, die bereit sind, Verantwortung füreinander zu übernehmen, Unterstützung in den Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen erfahren.

Und schließlich: Weil es dem Siebten Altenbericht um eine neue Kultur des Miteinanders geht, ist die Kirche als eine wertefundierte Institution gefragt. Denn die Schaffung von sorgenden Gemeinschaften ist zu förderst eine kulturelle Aufgabe. Staat und Politik können dies nicht allein bewältigen. Sie können hier nur Rahmenbedingungen setzen, eine **Kultur der Mitmenschlichkeit** verordnen können sie nicht. Denn: ***„Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“*** (Ernst-Wolfgang Böckenförde). Er ist hier auf das Engagement der Zivilgesellschaft angewiesen.

Der Siebte Altenbericht hat für uns als Kirche aber auch deshalb eine besondere Bedeutung, weil er etwas in den Mittelpunkt stellt, was zur Identität der christlichen Gemeinde gehört, was sie ausmacht: Sorge und Mitverantwortung gehören zu den vier Grundformen der Kirche.

Kirche und Kirchengemeinden sind nach dem Evangelischen Erwachsenenkatechismus von außen durch vier unverzichtbare Merkmale erkennbar: durch **Gottesdienst** und **Zeugnis**, durch **Fürsorge** und **Gemeinschaft.**

Wenn der 7. Altenberichtmit den Begriffen „Sorge“ und „Mitverantwortung“ für die Gemeinschaft zwei der vier Erkennungszeichen von Kirche in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt, kann das uns als Kirche m. E. nicht unberührt lassen.

Daraus ergibt sich: ***„Heute ist die Wiedervereinigung von Gottesdienst und Menschendienst und damit von Diakonie und Kirchengemeinde angesagt – allerdings jetzt auf dem Territorium der Kirchengemeinde, weil dieses immer schon einigermaßen deckungsgleich mit dem kommunalen Sozialraum war, wo heute allein die (Bürgerinnen und) Bürger als Nachbarn oder als die Nächsten mit den Hilfsbedürftigen zu einer zukunftsfähigen Hilfekultur zusammenfinden können.“*** (Klaus Dörner)

Mit den Worten des Diakonie-Präsidenten Ulrich Lilie: „***Im Zusammenwirken von Diakonie und Kirche liegen ... noch viele ungehobene Schätze verborgen, die gemeinsam gehoben und in menschendienliche Ideen umgesetzt werden wollen.“***

Die beiden Zitate beschreiben die Herausforderung, die vor uns liegende Aufgabe. Leider noch nicht die gegenwärtige Realität.

Der 7. Altenbericht ist für die Kirche und ihre Gemeinden aber nicht nur eine Herausforderung, er ist zugleich eine Chance zur Erneuerung, eine gute Gelegenheit, die gelegentlich zu beobachtende kirchliche Binnenorientierung zu beenden. Wir müssen aufhören, den Erhalt der Kirche zum Hauptthema zu machen. Gefordert ist vielmehr eine Kirche, die ihr Handeln an der Relevanz für andere auszurichtet. Eine Kirche, ***„die darauf ausgerichtet ist, die Einzelnen in ihrer Lebensführung und -deutung unter Inanspruchnahme des Christlichen zu unterstützen.“*** (Michael Domsgen)

Ich stimme dem Ratsvorsitzenden der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm ausdrücklich zu, wenn er sagt, notwendig ist ***„eine neue Besinnung auf die Bedeutung der Kirche in der Zivilgesellschaft. Wir brauchen einen neuen Blick für das Gemeinwesen, als den Ort, an dem sich die Kirche zu bewähren hat, damit die Überwindung der Selbstsäkularisierung nicht in Selbstbespiegelung der Kirche umschlägt.“***

Die zentrale Frage, die sich für mich daraus ergibt, lautet: Welche Kirche wollen wir? Eine Kirche für das Volk? Eine Kirche, die sich einsetzt für diese Welt – im Großen wie im Kleinen? Oder eine Vereinskirche? Eine Kirchengemeinde, die sich berühren lässt von den Fragen, Nöten Freuden und Herausforderungen der Menschen in ihrem Umfeld? Eine Gemeinde, die sich mitverantwortlich weiß? Oder eine Gemeinde, die sich als Sonderwelt von ihrer Umwelt abgrenzt und die Mitverantwortung für das Gemeinwesen verweigert?

 ***„Angesichts der Relevanzkrise der Kirche (ist es) für die Glaubwürdigkeit derselben unverzichtbar, für eine Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen einzutreten.“*** (Uta Pohl-Patalong) Die Theologin hat Recht, wenn sie sagt: ***„Zentral ist dabei eine Haltung der Uneigennützigkeit... Die Frage ist dann letztlich nicht, wie eine Kirchengemeinde besser arbeiten kann,*** *(welche Vorteile sie für sich aus der Situation ziehen kann)****, sondern wie sie dazu beitragen kann, dass Menschen besser leben können.“*** Paradoxerweise wirkt sich diese Haltung der Uneigennützigkeit auf die Zukunft der Kirche in aller Regel positiv aus. Das zeigt ein Blick in die Geschichte. Christliche Gemeinden mussten sich dann wenig um ihre Zukunft sorgen, wenn sie nahe bei den Menschen waren.

Klaus Dörner hat Recht, wenn er sagt: ***„Gemeinden, die sich um das Schicksal von Menschen kümmern, die in ihrem Raum leben, bekommen die Zukunft geschenkt. Auch für sie gilt die Verheißung im Buch Jeremia: In ihrem Wohl liegt Euer Wohl.“***

Meine These: Eine Gemeinde, die den eigenen Erhalt in den Mittelpunkt stellt, verbaut sich ihre Zukunft. Wenn sie dagegen andere an ihrem Reichtum teilhaben lässt, wird ihr neue Kraft zuwachsen. Es geht schlicht darum, mitten unter den Menschen zu sein, Raum zu geben und die eigenen Ressourcen für die Gestaltung von guten Nachbarschaften einzusetzen.

Denn: ***„Eine Kirche, die immer weniger Menschen brauchen, ist verbraucht. Eine Kirche, die zur Wirklichkeit der Menschen nichts mehr zu sagen hat, ist sprachlos. Eine Kirche, die nur noch um alte Besitzstände kämpft, wird alles verlieren. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren***.“ (Ralf Kötter) Das Zitat macht deutlich: Es geht nicht um etwas Belangloses. Es steht viel auf dem Spiel. Es geht um die Prägekraft des Christlichen in der Gesellschaft.

## Vom Reichtum der Kirche

Für die lokal verankerte Kirchengemeinde ist die Verörtlichung des Sozialen ein Glücksfall. Als eine Akteurin im Gemeinwesen gewinnt sie neue Zugänge zu den dort lebenden Menschen. Zugleich eröffnen sich ihr Kontaktmöglichkeiten zu Menschen, die ihr bisher eher fernstanden. Und sie gewinnt an Wertschätzung und Bedeutung im Ort – vorausgesetzt, sie nutzt die neuen Chancen.

Ich behaupte: Kirchengemeinden haben das Potenzial, zu Promotoren (Managern, Förderern, Verstärkern, ja Beschleunigern) einer sorgenden Gemeinschaft, zu werden. Sie haben dazu gute Voraussetzungen. Einige möchte ich im Folgenden aufzählen:

1. Die **Verörtlichung** des Sozialen und die Wiederentdeckung des **Subsidiaritätsprinzips** bieten einer parochial gegliederten Kirche beträchtliche Chancen, als Akteur im Sozialraum Bedeutung zu erlangen. Denn die Kirche ist immer schon da.
2. Die Kirchen verfügen fast überall über **Räumlichkeiten –** Kirchengebäude, Gemeindezentren, Pfarrhäuser. Diese Räume den Menschen im Sozialraum zur Verfügung zu stellen, ist eine Chance für Begegnung und ein neues Miteinander.
3. Kirchengemeinden können auch deshalb Promotoren einer Caring Community sein, weil sie **nicht für einen Vereinszweck leben**. Sie wissen sich für alle Menschen am Ort zuständig und ihre Angebote sind in der Regel kostenlos.
4. Die evangelischen Gemeinden verfügen über eine lange Tradition in der Arbeit mit Ehrenamtlichen. Es ist deshalb kein Zufall, dass Christinnen und Christen einen überproportionalen Anteil am „**Sozialkapital“** der Gesellschaft haben.
5. Das Eintreten für **soziale Gerechtigkeit** ist eine ureigene kirchliche Aufgabe. Deshalb waren und sind Kirchengemeinden grundsätzlich ein Engagement-Feld für sozial engagierte Bürgerinnen und Bürger, die sich um das Wohlergehen der Benachteiligten, Ausgegrenzten und der Vergessenen bemühen.
6. Kirchengemeinden haben auch ein enormes Potenzial, Angebote für ein **generationenübergreifendes Miteinander** zu entwickeln.

Wenn Kirchengemeinden heute an der Tradition der ersten Christen anknüpfen und zum Förderer von Caring Communities werden wollen, müssen sie allerdings umdenken: Es geht darum, ihre Ressourcen – also auch die Gemeindehäuser und ihr Bauland – so zu nutzen, dass sie zugleich dem gesamten Gemeinwesen dienen.

*(Man kann es hier in der Bankenstadt Frankfurt auch so ausdrücken: „Eigentum verpflichtet. Es soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen“ (Art. 14 (2) des GG).) Der Satz bezieht sich nicht nur auf Geld und Aktionen, er gilt auch für Gebäude.)*

Die eigenen Räume anderen zugänglich zu machen, hilft beiden: einer im Ort isolierten Gemeinde, wie den heimatlosen Initiativen für einen Treffpunkt, den Dorfladen oder die mobile Landarztpraxis.

## Menschen am Ort zum Engagement einladen

Sind wir bereit, unsere Räume zu öffnen für Menschen, die nicht zu uns gehören? Für Menschen, die um einer Aufgabe Willen bereit sind, sich zu engagieren – nicht um der Gemeinde Willen? Lassen wir uns als Kirchengemeinde auf solche z. T. „religiös unmusikalischen“Menschen ein? Sollten wir das tun? Die 5. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU) wirbt dafür, auf kirchenfremde Menschen zuzugehen.

Dort heißt es in diesem Zusammenhang: ***„Es ist zu bedenken, dass ein Zuviel an religiöser ‚Erziehung‘ die Freiwilligengruppen schnell aus der Kirche treiben kann. Damit wird vielleicht eine gute Möglichkeit zur Öffnung gegenüber der Gesellschaft und für den Zutritt von möglicherweise ‚religiös unmusikalischen‘ Menschen zur Kirche vergeben.“*** Und sie begründet diesen Vorschlag wie folgt: ***„Wie die Daten zeigen, scheint eine entsprechende Gruppenzugehörigkeit über längere Zeit die religiöse Bindung zu stärken… (es) spricht einiges dafür, dass die evangelische Kirche hier ihre Anstrengungen eher verstärken als reduzieren sollte.“***

Die Kirche kann also durchaus mit diesen zum Engagement Bereiten wachsen – auch mit den „religiös unmusikalischen“ unter ihnen. Vor allem die jungen Alten sind ein Engagement-Potenzial für die Kirche. Ihr Anteil an den Engagierten ist in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen. Es gilt, diesen Schatz zu heben und mit den Alten zu wachsen.

Ich zitiere noch einmal die 5. KMU: ***„Der wachsende Anteil dieser Altersgruppe ist insbesondere von Interesse wegen der Bereitschaft dieser Gruppe, kirchliche Leitungsaufgaben ehrenamtlich zu übernehmen. Angesichts der vielfältigen außerkirchlichen Möglichkeiten zu ehrenamtlichem Engagement wird man mit diesem Potential sorgsam und verstärkt auch werbend umgehen. Denn das Engagement und die Bindung der jungen Alten in der Kirche sind nicht (mehr) selbstverständlich.“***

Will die Kirche die jungen Alten erreichen, muss sie sich dieser Zielgruppe aktiv zuwenden, ihnen Raum und Gelegenheit geben, sich nützlich zu machen: Etwas SINN-volles tun zu können. Denn der Satz „Mit dem Alter kommt der Psalter“ hat seine Gültigkeit weitgehend verloren.

## Schlussbemerkung

Es gibt inzwischen viele Beispiele, die zeigen: Wir können als Kirche die Welt nicht verändern, wohl aber gemeinsam mit anderen an unserem Ort menschlicher machen. Ich bin überzeugt: Nicht Flyer oder Internet-Auftritte, Marketingstrategien oder Großevents werden der Kirche langfristig helfen, Akzeptanz zu finden, sondern eine sich um die Menschen vor Ort sorgende Gemeinde. Sorgend im ganzheitlichen Sinn: als Sorge für Leib und Seele. Eine Kirchengemeinde, die dort hingeht, wo andere weggehen oder wegsehen und sich den sozialen Problemen stellt, wird ganz nebenbei das Image-Problem der Kirche lösen: Nicht von dieser Welt zu sein.

Wir sind als Kirche gut beraten, wieder das in den Vordergrund zu stellen, was unsere Stärke ist und was die Menschen an der Kirche schätzen und von ihr erwarten:

1. Menschen in Not zu helfen.
2. Menschen durch Beratung und Seelsorge in persönlichen Lebenswenden und -krisen zu begleiten.
3. Sich mit ihrer ethischen Kompetenz in den politischen Diskurs über verbindliche Grundwerte einbringen. Auf unser Thema: Für eine neue Kultur des achtsamen Miteinanders werben.

Aber kann sie das, wenn sie lokal nicht mehr wahrgenommen wird? Wenn keiner mehr merkt, dass es sie vor Ort gibt? Wohl eher nicht.